

Ein Schotte und viele Museen

Humboldtforum: Wird Neil MacGregor Leiter?

Für die Intendanz des künftigen Humboldtforums werden seit längerem Namen gehandelt, doch jetzt gibt es eine Meldung von Substanz. Wie die Londoner „Sunday Times“ in ihrer gestrigen Ausgabe berichtet, soll sich Bundeskanzlerin Angela Merkel mit Neil MacGregor, dem Direktor des British Museums, getroffen und ihm das Berliner Spitzenamt angetragen haben. Unlängst war Kulturstaatsministerin Monika Grütters in London, um die Ausstellung „Deutschland – Erinnerungen einer Nation“ im British Museum zu eröffnen, ein deutliches Zeichen für das gute Einvernehmen. Die Ausstellung, die ein Bild von Deutschland in 200 Objekten malt und ganz die Handschrift



N. MacGregor

MacGregors trägt, hat durchweg begeisterte Kritiken erhalten. MacGregor ist nicht nur ein erfahrener und exzellenter Museumsmann – das British Museum führt er seit 2002 –, sondern auch ein hervorragender Vermittler. Und er ist mit Deutschland bestens vertraut, seit er in den fünfziger Jahren als Austauschschüler in Hamburg war. Er spricht fließend Deutsch; vor allem kennt er auch die Berliner Museumslandschaft von vielen Besuchen als Berater für den Ausbau der Museumsinsel. Allerdings ist MacGregor bereits 68 Jahre alt – er könnte also als Gründungsintendant des Humboldtforums wirken und es inhaltlich aufstellen, müsste aber in absehbarer Zeit einen Nachfolger suchen.

Allerdings hat MacGregor vor wenigen Jahren schon das Angebot zur Leitung des New Yorker Metropolitan Museum of Art ausgeschlagen, einer vergleichbaren internationalen Institution. Auch als Generaldirektor der Staatlichen Museen Berlin war er zwischenzeitlich im Gespräch. Stattdessen hat MacGregor quasi nebenbei in Großbritannien erfolgreiche Fernseh- und Radiosendungen gestaltet. Die bekannteste, „Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten“, wurde zugleich als Buch produziert – auch dies ein Erfolg und der Beweis, dass sich mit den Schätzen eines Museums nicht nur Wissen vermitteln lässt, sondern auch Unterhaltung auf höchstem Niveau möglich ist.

Neil MacGregor ist gebürtiger Schotte des Jahrgangs 1946, hat sein Berufsleben aber überwiegend in London verbracht. Zunächst studierte er Jura und Sprachen in Oxford und Paris, wechselte dann zur Kunstgeschichte ans renommierte Londoner Courtauld Institute. 1987 wurde er Direktor der National Gallery, bevor er in gleicher Funktion ans Britische Museum wechselte. Zugleich hat er sich stets zu Wort gemeldet, wenn die Rolle der großen Universalien als Hüter von Kulturschätzen aus aller Welt in Zweifel gezogen wurde. Gerade hat MacGregor sich Ärger mit der Ausleihe einer Skulptur vom Athener Parthenon an die Eremitage in St. Petersburg eingehandelt. (siehe *Tsp. 712*.) Dabei hatte er bereits zu seinem Amtsantritt deutlich gemacht, dass er der griechischen Forderung auf Rückführung der in seinem Museum behimateten Friesplatten vom Parthenon nach Athen nicht nachkommen werde.

Für das Humboldtforum muss bald eine eigene Struktur geschaffen werden, die die unterschiedlichen Bereiche von musealen Ausstellungen, Bibliothek und breitem öffentlichen Veranstaltungsprogramm zusammenbindet. Ein Leiter von der Reputation eines Neil MacGregor wäre am ehesten geeignet, divergierende Ansprüche auszutarieren und sich gegenüber der Politik als starker Partner zu zeigen. **BERNHARD SCHULZ**

NACHRICHT

Rekordpreis für Gemälde von Kazuo Shiraga bei Münchner Auktion
Das Ölgemälde „Chijikusei Gotenrai“ von Kazuo Shiraga ist für knapp 3,15 Millionen in München unter den Hammer gekommen, wie das Auktionshaus Ketterer mitteilte. Nach Angaben des Hauses ist das ein Rekordpreis für ein Werk des japanischen Künstlers bei einer Auktion in Deutschland. Es ging nach einem langen Bietergefecht an einen Käufer in Hongkong. Der 2008 gestorbene Shiraga malte seine Bilder an Seilen hängend mit den nackten Füßen. Einen Millionenerlös gab es auch für ein Gemälde von August Macke. Das Aquarell „Unter den Lauben von Thun“ wurde für 580.000 Euro aufgerufen und ging für knapp 1,83 Millionen an einen Bieter aus Süddeutschland. **dpa**

Die Nestbeschützer

VON KURT NELHIEBEL

Als ich das Begleitbuch zu der Frankfurter Ausstellung „Fritz Bauer. Der Staatsanwalt“ las, traute ich meinen Augen nicht. Der von den Nationalsozialisten verfolgte Initiator des Auschwitz-Prozesses sollte ein Treuebekenntnis gegenüber den NS-Machthabern abgelegt haben? So stand es jedenfalls in dem faksimilierten Artikel einer Zeitung aus dem Jahr 1933. Fritz Bauer hat so etwas nie unterschrieben. Gäbe es eine solche Unterschrift, hätten die Nazis sie veröffentlicht. Vergeblich bat ich die Verantwortlichen, das offensichtlich gefälschte Bekenntnis aus dem Begleitbuch und aus der Ausstellung zu entfernen. Inzwischen ist die gemeinsam vom Fritz-Bauer-Institut und vom Jüdischen Museum gestaltete Ausstellung in Frankfurt am Main nicht mehr zu sehen – sie wird nun vom 9. Dezember an im Thüringischen Landtag gezeigt. Unverändert.

2014 wurde bundesweit an Bauer erinnert, fünfzig Jahre nach den Auschwitz-Prozessen. Der Spielfilm „Im Labyrinth des Schweigens“ widmete sich Bauers Wirken, Diskussionen befassten sich mit dem couragierten Pionier der Aufarbeitung von NS-Verbrechen, Publikationen zeichneten den Lebensweg des verfolgten Sozialdemokraten nach.

Ausgerechnet dem Institut aber, das seinen Namen trägt, scheint es an Respekt vor Bauer zu fehlen; vor einem Mann, der an der deutschen Geschichte mitgeschrieben und sie zum Guten hin beeinflusst hat, wie der Präsident des Bundesverfassungsgerichts Andreas Voßkuhle gesagt hat.

Gefördert hat das Fritz-Bauer-Institut unter anderem ein Buch, „Fritz Bauer. Oder Auschwitz vor Gericht“, dessen Verfasser, der „SZ“-Journalist Ronen Steinke den 1968 verstorbenen hessischen Generalstaatsanwalt Bauer nicht primär als den verfolgten Sozialdemokraten darstellt, der er war, sondern als Opportunisten, der Überzeugungen nach Bedarf gewechselt habe. Steinke zeichnet Bauer als innerlich zerrissenen Homosexuellen, der seine Freilassung aus Nazi-Haft mit ebenjenem „Treuebekenntnis“ zu Hitler erkaufte und nach 1945 seine jüdische Herkunft verleugnet habe. Ihm sei zum Antisemitismus der Nachkriegszeit nie ein öffentliches Wort über die Lippen gekommen, ja, er habe nicht einmal gewusst, ob Auschwitz-Opfer ihre Häftlingstätowierung auf dem rechten oder linken Unterarm trugen.

Der brandenburgische Generalstaatsanwalt Erardo Rautenberg, zurzeit dienstältester Generalstaatsanwalt der Bundesrepublik, nennt Steinkes Biografie, in Anspielung auf ihren Boulevardstil, „das am besten geschriebene schlechte Buch“, das er je gelesen habe. Da werde ein Zerrbild von Bauer gezeichnet, urteilt Rautenberg in seinem Essay „Die Demontage des Generalstaatsanwalts Dr. Fritz Bauer“ in der September-Ausgabe der Zeitschrift



Aufklärer. Fritz Bauer, hier bei der Gedenkfeier für Anne Frank in Frankfurt 1963, wollte den Deutschen die „Wurzeln des Bösen“ zeigen.

Foto: AdS Bonn

„Neue Justiz“. Ex-Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin glaubt, mit Behauptungen über eine angebliche Homosexualität Bauers solle „von den politischen Gründen für die Kritik und die üble Behandlung des hessischen Generalstaatsanwalts abgelenkt und eine Art Verständnis für seine damalige Isolierung geweckt werden“. Warum wird das Bild von einem ganz anderen Fritz Bauer konstruiert, werden Zweifel an seinem Lebenswerk gesät? Die Causa hat ihre historischen Gründe, und es mag am Klima einer Restauration liegen, dass diese aktuell neu auftauchen.

Blicken wir zurück. Volker Hauff hatte 1989 als SPD-Oberbürgermeister von Frankfurt am Main die Idee, ein wissenschaftliches Institut zur Erforschung des Holocaust ins Leben zu rufen und nach Bauer zu benennen. Begründet wurde das Institut 1995. Dem von den Nationalsozialisten verfolgten Fritz Bauer war es weniger darum gegangen, möglichst viele NS-Verbrecher zu verurteilen. Wichtiger war ihm, der Gesellschaft die Augen zu öffnen für „die Wurzeln des Bösen“, wie er sagte. Millionen Deutsche hatten geschwiegen, Hunderttausende das Böse aktiv unterstützt – darunter fast die gesamte deutsche Richterschaft. Sie fühlte sich am stärksten von einem juristischen Kollegen bedroht, der als Solitär seiner Zunft das bessere Deutschland verkörperte. Er störte ihr Gewissen, viele verachteten ihn

ANZEIGE



Tickets 030.39.06.65.50 // www.tipi-am-kanzleramt.de

als Nestbeschützer. All das, so scheint es, wirkt nun wieder nach.

Drei Jahre nach seiner Rückkehr aus der Emigration hatte Fritz Bauer 1952 als Vertreter der Anklage die Feststellung des Braunschweiger Landgerichts durchgesetzt, dass der NS-Staat „kein Rechtsstaat, sondern ein Unrechtsstaat“ gewesen sei. Damit waren die Widerstandskämpfer des 20. Juli vom Vorwurf des Landesverrats befreit, was keineswegs allen Juristen gefiel. Bauers Absage an einen blinden Gehorsam gegenüber staatlicher Gewalt galt besonders im Milieu der CDU als suspekt. So topierte sie in Rheinland-Pfalz 1960 den Gebrauch einer Broschüre für Schulen mit einem Text Bauers zu den Ur-

sachen des Faschismus. Und 1962 hielt der spätere Bundeskanzler Helmut Kohl Fritz Bauer entgegen, es sei „noch zu früh“ für ein abschließendes Urteil über das „Dritte Reich“. Als Bauer ein Verfahren gegen Hans Globke einleitete, warf man ihm Verbindungen zur DDR vor. Argwohn und Ärger angesichts seines Handelns war Bauer also gewohnt.

Aus der Würdigung Bauers durch die Gründung des Instituts erwuchs, so schien es, ein sozialer, historischer Friede. Als 1999 mit Roland Koch ein Ministerpräsident der CDU ins Amt kam, sahen sich die Christdemokraten in der Verantwortung für das öffentlich geförderte Institut. Finanziert haben sie es weiterhin,

doch politisch schlug der Wind um. Die alte Anti-Bauer-Stimmung setzte wieder ein. 2005 stellte ein Institutsmitarbeiter sogar den gesamten Auschwitz-Prozess infrage. Unter der Überschrift „Täterexkulpation und Opfergedenken“ schrieb der Leiter des Institutsarchivs, Werner Renz, die Angeklagten seien niedere Chargen gewesen, für das Geschehen in Auschwitz nicht verantwortlich. Man habe sie auch nicht zum Zweck der Vorbeugung bestrafen müssen, da sie ja ähnliche Verbrechen nicht erneut hätten begehen können.

Anders als üblich war der wissenschaftliche Beirat des Instituts zu dem brisanten Aufsatz nicht gehört worden. Die Publikation einer kritischen Erwiderung von Joachim Perels, der dem Beirat vorsah, verteilte der damalige Institutsdirektor Dietfried Krause-Vilmar, der den Schritt später bedauerte. Perels wurde, wie er sich ausdrückte, aus dem Beirat „hinausbefördert“, Renz aber blieb und veröffentlichte wieder im selben Tenor. Der ehemalige Untersuchungsrichter im Auschwitz-Verfahren, Heinz Düx, beschwerte sich beim Fritz-Bauer-Institut über Textpassagen, die als „Beginn einer Demontage und Desavouierung Fritz Bauers“ gelesen werden könnten.

Ein Institutsmitarbeiter stellte den Auschwitz-Prozess infrage

Wenig tolerant zeigt sich das Institut gegenüber jenen, die sich sein entpolitisiertes Bauer-Bild nicht zu eigen machen. Die international renommierte Regisseurin Ilona Ziok, deren Fritz-Bauer-Dokumentarfilm „Tod auf Raten“ von der deutschen Filmbewertungsstelle mit dem Prädikat „Besonders wertvoll“ ausgezeichnet wurde, ist beim Institut nicht gelitten. Archivar Renz bezeichnete ihren Film im instituteigen Publikationsorgan als „medialen Missgriff“. Auf Ungnade stieß auch die Historikerin und ehemalige stellvertretende Direktorin des Fritz-Bauer-Instituts, Irmutrud Wojak. Ihre Biografie über Bauer, mit der sie sich habilitierte, wird, wie Zioks Film, vom Institut boykottiert. Exponate einer von Wojak betreuten Ausstellung über den Auschwitz-Prozess wurden unter Hinweis auf „fehlende Lagerkapazität“ vom Institut entsorgt. Liest man die Demontage Fritz Bauers als Symptom für den aktuellen Umgang mit Zeitgeschichte, dann ist es ein beunruhigendes.

— Kurt Nelhiebel, 1927 im nordböhmischen Deutsch-Gabel geboren, berichtete ab 1963 für die Zeitung der Israelitischen Kulturgemeinde Wien vom Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main. Später arbeitete er u.a. als Nachrichtenchef bei Radio Bremen. Unter dem Pseudonym Conrad Taler publizierte er mehrere Bücher, darunter 2012 „Skandal ohne Ende. Deutscher Umgang mit dem Rechtsextremismus“ (Papy-Rossa-Verlag); 2013 erschien unter seinem bürgerlichen Namen im Peter-Lang-Verlag „Im Wirrwarr der Meinungen – zwei deutsche Antifaschisten und ihre Stimmen“. Nelhiebel wohnt in Bremen.

Ein Hund steckt in der Kunstschneemaschine

Thorsten Lensing interpretiert Dostojewski: „Karamasow“ in den Sophiensälen

In der Theaterszene wird Thorsten Lensing als eine Art Wiederentdecker der Langsamkeit gefeiert. Während andere Regisseure schon mal vier bis fünf Abende pro Saison inszenieren, leistet sich der 45-Jährige bewusst den schöpferischen Luxus, nur alle zwei bis drei Jahre eine Premiere herauszubringen. Entsprechend hoch schießen dann die Erwartungen. Zumal Lensings erklärte Verweigerung von Schnellschüssen und anderen Effizienzgebotsen, die Theaterabende ja tatsächlich immer öfter wie „Tatorte“ aussehen lassen, auch Schauspielstars reizt. Der Regisseur verpflichtet regelmäßig Hochkaräter von Devid Striesow bis Josef Ostendorf, von Joachim Król bis Ernst Stötzner.

Lensing Arbeitsideal besteht darin, Texte so weit wie möglich aus ihren eingefahrenen Deutungsgleisen zu befreien und quasi im elementaren Spiel neu zu vitalisieren. Damit sich Vor-Urteile und aufgestaute Schein-Gewissheiten verflüchtigen, lese er ein Stück „nicht fünf oder zehn, sondern an die 60 Mal“, hat Lensing einmal gesagt. Außerdem schreibe er jeden Text erst einmal vollständig handschriftlich ab, bevor er ihn inszeniere.

Ob sich dieses Arbeitsethos auch bei Fjodor Dostojewskis Tausendseiter „Die Brüder Karamasow“ aufrechterhalten ließ, die der Regisseur jetzt genau 36 Mo-

nate nach seiner letzten Inszenierung in den Sophiensälen auf die Bühne bringt, ist nicht bekannt. Fest allerdings steht, dass die Textfassung, die schlicht „Karamasow“ heißt und unter Mitarbeit des Berliner Theaterkritikers Dirk Pilz entstand, gar nicht erst versucht, es mit der Komplexität des Romans aufzunehmen. Sie kassiert den alten Karamasow ebenso wie dessen ältere Söhne Dmitrij und Iwan, die Krimihandlung, den Vätermörder und Lakaian Mörderjakow. „Karamasow“ bekennt sich zur Ausrisshaftigkeit und referiert Dostojewskis Glaubensfragen, die Schuld- und Sühne-

Das Personal wurde auf die Kinder und die Tiere des Romans reduziert

Diskurse vier Stunden lang vornehmlich an den im Roman auftretenden Kindern und Tieren entlang.

Da hebt Devid Striesow als 19-Jähriger, einzig in der Fassung verbliebener Karamasow-Spross Aljoscha gewissermaßen schon den Altersdurchschnitt. Der 72-jährige Schauspieler Horst Mendroch etwa tritt als neunjähriger Iljuscha mit kurzen Hosen an den zunächst biblischen Beinen auf: ein im zweiten Teil ans

Bett gefesselt sterbendes Kind, das einerseits seinen schwachen Vater zu beschützen und andererseits Hunde mit nagelgespikten Leckereien ins Jenseits zu befördern sucht. Auch der 13-jährige Kolja Krassotkin empfiehlt sich nicht direkt als Sympathieträger. Sebastian Blomberg spielt ihn als perfekt altklugen Präpotenzler, der eitel vor sich hinschwadroniert, wie er sich einst für eine Zwei-Rubel-Wette zwischen zwei Bahnschienen gelegt und damit als Tollkühnling quasi

unsterblich gemacht hat. Selbstwahrnehmungstenor: „Obwohl ich auf alles herabschaut und die Nase hoch trage, bin ich ... keineswegs überheblich.“

Komplettiert wird Lensings bewusst ältlich angelegter Kinder- und Jugencast von Ursula Lardi in der Rolle der 14-jährigen Lisa, die im Rollstuhl sitzt und Aljoscha dunkelrosa Liebesbriefe schreibt. Striesow spielt den Novizen als schüchternen Zeitgenossen mit Slapstick-Neigung, der von derartigen Bekenntnissen überböl-



Sinnsucher. Sebastian Blomberg als eitler Teenager Kolja Krassotkin und André Jung als dialektbegabter Hund in Thorsten Lensings Inszenierung.

Foto: Arwed Messmer

pelt wird. Während sich Lardi in ihrem quetschrosafarbenen Minikleid vom schwärmerischen Teenie in die hysterische höhere Tochter hineinschraubt, von dort aus in die böse-lebensangekeltete Wegsucherin aus der Daseinsleere und schließlich wieder zurück zum Teenie.

Statt elementaren Spiels sieht man über weite Strecken allerdings eher selbstbewusstes Virtuositentum. Die intendierte Suche auf offener Bühne mündet ins Kabinettstück. André Jung brilliert als Hund mit einem tadellosen Kommentar zur Dialektik von animalischer Unterwürfigkeit und Aufmüppigkeit. Die Lacher, die er erntet, sind er seinen Kopf mit tierischem Übermut in die zu vorgerückter Stunde angeworfene Kunstschneemaschine steckt, sind für den Abend exemplarisch. Die Akteure treten ähnlich monologinseltartig auf, wie der Text strukturiert ist: Jeder spielt mit großem Engagement seinen eigenen Hochkaräter-Stiefel, was man schon sehr mögen muss, um über vier Stunden bei der Stange zu bleiben. So legt sich über den betont minimalistischen Bühnenraum mit Tischen, Stühlen, Paravent und einer großen Kirchenglocke, den Johannes Schütz gebaut hat, weihvolle Kunsterstarrung. **CHRISTINE WAHL**

— Wieder 13. bis 15.12., 19.30 Uhr